

ein wenig nüchtern gegenüber dem geworden, was Rom für die Christenheit und für die ganze Menschheit bedeutet. Das heißt: ich möchte das ganze, schwerlich ausschöpfbare Gebilde „Rom“ weder überfordern noch unterschätzen. Fest steht jedenfalls, daß ich mich ihm nicht entziehen kann, selbst wenn ich es wünschte.

Mein Glaube — und die Anderen

Zur kirchlichen Existenz des Christen¹

Walter Kern, Innsbruck

Es hieße einen Gemeinplatz breittreten, im einzelnen zeigen zu wollen, wie tiefgreifend und wie weitreichend die Sozialbindungen des Menschen schon im Bereich seines ‚natürlichen‘ Lebens sind. Am deutlichsten wird das gewiß am Entstehen und frühen Werden eines Menschenkindes. Jedes menschliche Wesen nimmt seinen Ursprung in einer Gemeinschaft, die im Grenzfall sehr flüchtig sein kann, die aber dauerhaft sein soll; ihr Name ist dann Ehe und Familie. Das menschliche Mit- und Füreinander ist notwendig zur Empfängnis des Kindes: es ist notwendig auch für das Nähren und Pflegen, Erziehen und Ausbilden des heranwachsenden jungen Menschen. Richtiger gesehen, sind es nicht solche Einzelaspekte, sondern das ganzheitliche Menschwerden, das andere Menschen unablässig braucht.

Über mehrere Jahre hin hat ein Psychologenteam in den USA in einer Kindergarten-ähnlichen Versuchsanordnung das Verhalten ‚durchschnittlicher‘ Mütter und Kinder beobachtet. Die Ergebnisse sind dargestellt in einem Buch mit dem bezeichnenden Titel „Die psychische Geburt des Menschen“². In der Tat ist das physische Geborenwerden nur *eine* Voraussetzung für das Werden menschlichen Lebens im vollen und wahren Sinne. Die andere Voraussetzung ist eine zweite Geburt: das fortschreitende Erwachen zu dem bewußten und mehr und mehr verantwortlich gesteuerten Dasein eines Ich. Am Anfang steht eine Phase symbiotischer Verschmelzung mit der Mutter. Diese ist gleichsam das Hilfs-Ich des noch hilflosen

¹ Vergleiche dazu die biblischen Überlegungen in dieser Zeitschrift, 52, 1979, 454–463.

² M. S. Mahler — F. Pine — A. Bergmann, Die psychische Geburt des Menschen. Frankfurt 1978.

Säuglings. Aber bald, schon im Alter von 5 bis 10 Monaten, kommt es zu ersten Differenzierungsvorgängen. Sobald die seelische Reifung des Kindes genügend fortgeschritten ist, gleitet es vom Schoß der Mutter herunter; es krabst und watschelt von der Mutter weg, später läuft es ihr davon. Aber in diesem Stadium braucht das Kind die Mutter noch als „Heimatbasis“, zu der es hin und wieder zum „Auftanken“ zurückkehren kann . . . „Symbiose und Individuation“ lautet deshalb der Untertitel des Buches, auf das wir uns beziehen. Unerinnerbar und zugleich unvergeßlich nennt es die seelischen Bereiche, die in dieser Frühzeit der „psychologischen Geburt“ aktiviert werden – für das ganze Leben. Erst in der allerjüngsten Vergangenheit lernte man auch, statt einer isolierten Mutter-Kind-Beziehung, die Rolle des Vaters, seine Gegenwart und damit die Partnerschaft der Eltern in ihrer Bedeutung für das Menschwerden des Kindes besser sehen.

Von besonderem Gewicht für die seelisch-geistige Bildung des Menschen, ja für sein Menschwerden einfachhin ist das Angesprochenwerden. Das Sprechenlernen ist wohl der ausdrucksstärkste und auch der tiefenwirksamste Aspekt und Faktor der „Zweiten Geburt“. Bekannt ist der Bericht der alten Chronik vom Sprachexperiment des Staufenkaisers Friedrich II.: Neugeborene Kinder werden einer taubstummen Amme übergeben, um so zu testen, in welcher – der hebräischen? – Sprache die Säuglinge ganz von selbst zu sprechen beginnen. Man gedachte so, die Ursprache der Menschheit zu ermitteln. Die derart traktierten Kinder blieben stumm und . . . starben. Sprachlosigkeit ist tödlich. Jedenfalls verhindert, unterbindet sie die Ausbildung menschenwürdigen Daseins. Trauriges Zeugnis dafür geben die im Verlauf der Geschichte mehrfach bekannt gewordenen Wolfskinder. Für den Mutterboden menschlicher Gemeinschaft, auf dem allein der Keim menschlichen Lebens gedeiht, hat Thomas von Aquin einen treffenden drastischen Namen gefunden: er spricht, indem er unmittelbar die Kirche meint, vom sozialen „uterus“, vom „Schoß“³. Die Bedeutung, die der Menschwerbung des Menschen im Schoß der Familie, wie auch wir zu sagen pflegen, zukommt, läßt den Dienst, den Adoptiveltern ihren ange nommenen Kindern erweisen, in neuem Licht erscheinen. Er ist jedenfalls nicht kleiner als das Geschenk der ersten, physischen Lebensvermittlung.

³ Durch die Taufe wird der Mensch wiedergeboren als ein gleichsam noch zu pflegender „intra uterum ecclesiae“ (4 Sent. 42, 1, 2 ad 1); auch der noch so Erwachsene kann so eingehen „in uterum spiritualem, scilicet ecclesiae“ (Super Ev. Joh, 3, 1, ed. Marietti 1952, 363); die keinen Vernunftgebrauch haben, sind „quasi in utero matris ecclesiae constituti“ (S. Th. III 68, 9 ad 1); als „uterus“ der Mutter Kirche wird das „collegium apostolorum“ benannt (Super Ad Galates 1, 4, ed. Marietti 1953, 65, 67; vgl. das Gegenbild: „synagoga, cuius uterus est collegium pharisaeorum, qui nutriebant alios judaismo“; (ebd. 56, vgl. 61). – Auch unter der Sorge der Eltern bleibt das noch nicht zum Vernunftgebrauch gelangte Kind „sicut sub quodam spirituali utero“ (S. Th. I-II 10, 12=Quodlibeta 2, 4, 4).

In der Lebensgeschichte jeden Babys spiegelt sich etwas vom Werdegesetz der ganzen etwa zwei Millionen Jahre alten oder jungen Menschheit. Deutet nicht das Lallen und Tapsen ihrer durch die Zeitungen geisternden Alltagsgeschichten wie ihrer säkularen Geschichtsabläufe auf eine nur zu sehr mutter- und vaterlose Kindschaft? Der Raum der in Gang befindlichen und nie endenden Wiedergeburt des Menschengeschlechtes als ganzer trägt den Namen „Kultur“. Was der Mensch ist, das ist er sozusagen weniger von *Natur*, mehr durch *Kultur*. Die nicht durch einen langen und harten Bildungsprozeß hindurchgegangenen oder, was bestürzenderweise auch möglich ist, wieder in den bloßen geistig-seelischen Naturzustand zurückgefallenen Völker sind – Wolfsvölker. Die Parole „Zurück zur Natur!“ würde höchst inhuman aufrufen zum Krieg aller gegen alle. Vielleicht gab und gibt es Glücksoasen – Bali? – in der Naturgeschichte von Menschengruppen. Aber weit verbreitet und lang anhaltend sind die Idyllen wohl nicht. Die allermeisten Naturvölker scheinen ihr Dasein im Zwangsghege von 1001 Tabus mehr schlecht als recht gefristet zu haben. „E statu naturae exeundum!“ Der Zustand bloßer Natur muß überschritten werden!⁴ Der Weg aus dem im Grunde vor-menschlichen Naturzustand heraus wird gebahnt durch das Gemeinschaftswerk menschheitlicher Kultur. Daß die Menschheit in ihrer gemeinsamen weltweiten Anstrengung nie auslernt, kann die heutige Entscheidungssituation angesichts der Atomtechnik lehren, die ebenso Todesgefahr wie Lebenschance für Hunderte Millionen Menschen bedeutet.

Wieder ist die Sprache, zusammen mit ihrer Fixierung in der Schrift, ein besonders sprechendes Beispiel für die lebenweckende und lebenerhaltende Funktion, die die Gemeinschaftsleistung Kultur für den Menschen hat. Die gemeinsame Sprache verbindet zu einem Volk; die Verschiedenheit der Sprachen trennt die Völker. Der Turmbau von Babel steht als kritische Marke zwischen diesen beiden Aspekten. Die Ausformung in füreinander nicht mehr verständliche Sprachen bleibt in großen Regionen gelegentlich, z. B. in China, unterfangen durch die verbindende Gemeinsamkeit der Schriftzeichen. Welche geradezu ungeheure Wohltat für den europäisch-westlichen Kulturbereich das Abc darstellt, das wir in der ersten Schulklasse ohne sonderliche Mühe erlernen, zeigt ein schlichter Vergleich: 24 Buchstaben ermöglichen es uns, den unendlichen Gestaltungsreichtum der Sprache schriftlich festzuhalten und anderen Menschen zu übermitteln. Aber welche lebenslange Schwierigkeit für einen Japaner oder Chinesen, die für ganze Wörter (oder bestenfalls für bestimmte Wortteile) stehenden Schrift-Bilder seiner Sprache einigermaßen beherrschen zu lernen! Eine ja-

⁴ Vgl. Hegels Habilitationsthese Nr. 9 von 1801 in: G. W. F. Hegel, Erste Druckschriften, ed. Lasson 1928, 404.

panische Schreibmaschine benötigt für einen sehr begrenzten Sprachgebrauch 600 Zeichen. „Die größte Zeitung Chinas, die Pekinger Volkszeitung mit einer Auflage von 6,2 Millionen Exemplaren, wird auch heute noch vollständig von Hand gesetzt“, wie deutsche Journalisten Ende 1978⁵ feststellten. „In den Regalen dieser Handsetzerei stehen nicht weniger als 7000 verschiedene Schriftzeichen, darunter etwa 2000 für den ‚umgangssprachlichen Normalbedarf‘.“ Kein Wunder, daß bei diesem „steinzeitlichen“ Setzvorgang „nach den winzigen, Millimeter großen Lettern oft länger gesucht werden mußte“!

Mit der Sprache wachsen die menschlichen Gemeinschaften in bestimmte, mehr oder weniger voneinander geschiedene Lebensräume, Daseinswelten hinein. Ein arabischer Beduine, so kann man hören, hat für die für ihn so wichtigen Kamele einige hundert – 600 (?) – spezielle Ausdrücke. Das ist hierzulande ganz unnütz; immerhin ist – oder war bis vor kurzem – auch bei uns für den Bauer ein Pferd nicht wie für den Städter eben ein Pferd, sondern Schimmel, Fuchs oder Rappe, Hengst, Stute oder Fohlen. Mit der Sprache eng verbunden ist die Empfindungs- und Auffassungsweise jedes Volkes. Selbst in verwandten europäischen Sprachen haben Wörter, die wir in der Übersetzung füreinander zu gebrauchen pflegen, nicht immer dasselbe Bedeutungsfeld; das französische „esprit“ z. B. deckt sich nicht schlechthin mit dem deutschen „Geist“. Wir wachsen fraglos in die eigene Sprache hinein. Die Kenntnis anderer Sprachen weitet den Horizont und läßt auch die eigene Sprach- und Denkwelt besser in ihrer Eigenart verstehen.

Vieles, was für die naturhafte und als solche geschichtliche Sozialverflechtung des Menschen gilt, hat seine Entsprechung im ‚übernatürlichen‘ Leben des Christen, in der ‚Naturgeschichte‘ seines Glaubens. Wir werden ungefragt hineingeboren in die jeweilige Familie, nehmen wir an: eine katholische Familie, in einem (was immer das sagen mag) christlichen Lande. Da wird dann das Neugeborene als Baby getauft. Und die – immer wieder einmal theologisch umstrittene – Kindertaufe hat ihren guten Sinn. Wollten Eltern ihr Kind religionslos heranwachsen lassen, damit es sich einst, mündig geworden, selber für oder gegen die christliche Religion entscheiden könne, dann hätten sie in der Tat die Entscheidung schon im negativen Sinne vorweggenommen. Denn die ersten Lebensjahre prägen den Menschen. Vorentscheidungen sind unumgänglich. Das Leben selbst fällt sie. Später allerdings müssen sie in persönlicher Verantwortung übernommen – oder verworfen – werden; eine gewisse Veränderung, Läuterung zumindest, dürfte dabei im Normalfall eintreten. Deshalb die notwendigen Krisen des Glaubens mit 14 oder 24 ... Jahren. Die absurde Konsequenz

⁵ Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6. 12. 1978, S. 7.

schlechthin voraussetzungsloser Kindererziehung deutet dieses Scherzwort an: Man kann nicht vorsichtig genug sein in der Wahl seiner Eltern!

Allerdings ist ein uneingeschränktes Plädoyer für wahllose Kindertaufe, nach alter Überzeugung der Kirche selbst, unzulässig. Es muß nach menschlicher Voraussicht die spätere christliche Erziehung des als Baby getauften Kindes gewährleistet sein. Dafür sollen die Eltern, die Taufpaten, ja die ganze christliche Gemeinde bei der Taufe, stellvertretend für den Täufling, sich verbürgen. Der neue Ritus der Kindertaufe legt diese Verantwortung der „Anderen“ für das Kind, das sich seiner eigenen Verantwortung noch nicht bewußt sein kann, fest. An diesem Vorgang der Kindertaufe wird das, menschlich gesprochen, nicht entwirrbare Ineinander von ewigem Heilsgeschick eines Einzelnen und den auf seine Entwicklung einwirkenden sehr irdischen kollektiven Faktoren seiner Umwelt offensichtlich und unter Umständen bestürzend greifbar. Bürgschaft der Anderen für das Glaubenschicksal des Einen!

Was wir für das einzelne in die christliche Gemeinde hineingetaufte Kind am fundamentalen Beispiel der Babytaufe anvisieren, das gilt auf seine Weise auch für die gesamte Menschheit, die hineingerufen ist in die Kirche, die umfassende d. i. katholische Gemeinschaft der Glaubenden. Die Kirche insgesamt ist der Boden und der Raum, ist Humus und Vehikel des Glaubens. Tendenziell alle Menschen sind herausgerufen aus der Sprachlosigkeit des – vor Gott – Nicht-Volkes, in die Sprach- und Bekenntnisgemeinschaft des neuen von Gott belehrten Volkes Gottes, das die Ek-klesia, die heraus-gerufene Versammlung des wahren Israel Gottes ist: „So viele nach diesem Maßstab (der Neuschöpfung Gottes) wandeln werden, Frieden und Barmherzigkeit komme auf sie und auf das Israel Gottes!“ (Gal 6, 16)

Was ist gemeint mit jener Sprachlosigkeit und diesem neuen, von Gott angebotenen Sprechenkönnen? Wir meinten – und zeigten in etwa –, die Sprache sei eine höchst qualifizierte Lebensfunktion natürlicher menschlicher Gemeinschaft, von der Familie an. Für die Sprache des *Glaubens* scheint eine noch wesentlich höhere und stärkere Notwendigkeit zu bestehen, sie in Gemeinschaft zu lernen. Warum? Das Sprachvermögen, das sich im vorgegebenen geschichtlich-gesellschaftlichen Lebensraum ausbildet zur Beherrschung einer bestimmten Sprache, ist naturgegeben. Und vor allem: Für das Erlernen der Muttersprache bietet das Lebensmilieu schon des Kleinkindes ständigen Anhalt und je neue Anstöße. Das Kind beginnt auf Dinge und Menschen zu zeigen und zunächst mehr mit Augen und Gesten als mit artikulierten Worten zu fragen: Was ist das? Wie heißt das? Am Gängelband seiner kleinen Erfahrungen vermittelt sich ihm das Erststammeln der gemeinsamen Sprache. Die Nabelschnur zum uterus socialis (zum gemeinsamen Mutterschoß) wird – wenn wir das gewagte Bild so stark

strapazieren dürfen – nie abgeschnitten; sie führt dem Kind ständig mehr und mehr Wort-Nahrung zu, die es mit dem natürlichen Bedürfnis von der Welt aufnimmt. Das Sprechen zu Mutter und Vater – das „Mama“- und „Papa“-Sagen – geschieht in einem sehr realen und ganz unmittelbaren Erlebnisraum. Das trifft für das Sprechen von Gott und zu Gott nicht in derselben eindrücklichen Weise zu. Dieses muß vielmehr von den Urhebern des Lebens des Kindes, die eben darum auch die Stellvertreter göttlicher Autorität für es sind, vermittelt werden. In den schlichtesten Hinweisen, die dem Kind gegeben werden, beginnt sich, für sein ganzes Dasein grundlegend und vielleicht entscheidend, die Deutung der Welt – zunächst seiner kindlichen Lebenswelt – auf Gott hin anzubahnen. Das Kind nimmt diese Deutung in einer natürlichen Glaubensbereitschaft von den anderen Menschen, die sie ihm nahebringen, an.

Nun geht es jedoch bei der Eingliederung in die Glaubengemeinschaft Kirche keineswegs nur um das Sprechen von und zu Gott überhaupt: Es geht um den Gott Jesu Christi, der uns sein Heil für ewig anbietet. Die Offenbarung Gottes in Jesus Christus ist ergangen vor fast 2000 Jahren, und sie stammt aus einem, so schien das damals schon, abgelegenen Winkel der Erde. Die Dokumente dieser Offenbarung sind in einer uns ganz fremden Sprache geschrieben, und ihr Inhalt ist mitbedingt und mitbestimmt durch Weltbild und Lebensgefühl einer uns fern gerückten Kultур-epochen. Schon die von Paulus in Kleinasiens und Griechenland gegründeten Gemeinden waren darauf angewiesen, die Botschaft Jesu zu *hören*, die die ersten christlichen Missionare ihnen *bezeugten*. „Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nicht gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne einen, der bezeugt?“ (Röm 10, 14)

Das gilt für uns in einem durch den Zustand und den inzwischen eingetretenen Mentalitätswandel verstärkten Maße: Der Glaube kommt vom Hören; vom Hören auf jene ersten Zeugen, die mit Jesus während seines Lebens in Palästina aus- und eingingen und die erfuhren, was es mit seinem Kreuzestod und mit den Erscheinungen des Auferstandenen auf sich hat. Dieses Zeugnis von Leben und Leiden, Wort und Werk, Kreuz und Auferstehung Jesu von Nazaret wurde von Generation zu Generation weitergegeben. Der Großraum einer die Zeiten und Zonen zu einer gewiß nicht einförmigen, sondern vielgegliederten Einheit verbindenden Überlieferung ist die Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden. Sie vermittelt uns den Zugang zu Jesus, dem Mittler zwischen Gott und den Menschen. Anders ist der Glaube an Jesus den Christus und an seinen und unseren Gott des ewigen Heiles auf die Dauer nicht unverkürzt und unverfälscht zu haben. Wie anders sollten wir in Erfahrung bringen, daß wir gerufen sind von Gott zur Gemeinschaft seines dreieinigen Lebens, zur Lebensge-

meinschaft mit dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist, jetzt und für immer – gemäß dem Bekenntnis des Kreuzzeichens, das wir als Kinder machen lernten? Wie anders sollten wir Anteil erhalten am brüderlich-schwesterlichen Mahl der Eucharistie, in dem Jesus, Gott und Mensch, für uns Speise und Trank ist – jetzt und einst, wenn und indem wir „mit ihm essen und trinken an seinem Tisch in seinem Reich“ (Lk 22, 30) . . .⁶?

Unser Glaube nimmt seinen Ursprung im Schoß der Kirche, die uns in der Taufe wiedergebirt zum neuen Leben. Er hat seinen Bestand im ständigen Austausch mit der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde; er wird je neu bekräftigt im gemeinsamen Bekenntnis, und er gewinnt im Mit-einander und Füreinander der Glaubenden Kraft der Hoffnung und Chancen tätiger Bewährung. Seine Vollendung wird der Glaube erlangen in der ewigen Gemeinschaft der Heiligen.

Es bleiben einige Konsequenzen, die für die Praxis vor allem des Lehrers und Verkünders des christlichen Glaubens zu ziehen sind.⁷ Systematischen Zusammenhang können diese Hinweise entbehren.

1. Das Wort ist nichts – oder nur sehr wenig – ohne die Existenz des Sprechenden. Das persönliche Engagement hat Vorrang vor der sachhaften Wissensvermittlung (so wichtig und unentbehrlich diese ist). Es entscheidet über die Wirksamkeit der Weitergabe des Glaubens, über das ‚Ankommen‘ im Hörer. Die Existenz widerlegt unter Umständen die bloßen schönen Worte; sie ersetzt auch zu einem guten Teil das Unvermögen, „schöne Worte“ zu äußern. „Gewiß kann Gott Bileams Esel und selbst Steine reden lassen“⁸: vor allem aber will er durch uns reden – durch unser Wort, gewiß; mehr jedoch durch unser Leben. Nach einem englischen Exegeten sind die Gleichnisse Jesu „die ontologisch-poetische Artikulation des Hereinbrechens des Gottesreiches auf ihn selbst“⁹. Jesus artikuliert danach im Sprechen seine ureigene Erfahrung. Er gestikulierte, um nochmals Kierkegaard zu zitieren, mit seiner ganzen Existenz¹⁰.

2. Zur Existenz gehört neben, ja vor (und nach) dem begrifflichen Erkennen, dem „Kognitiven“, das erfahrungshafte Spüren, das mehr ist als das Affektiv-Emotionale. Wichtiger noch als das Reden-über ist das Zeugnis-von. Damit soll nicht einem Irrationalismus Vorschub geleistet werden. Und auch nicht einer faulen Dispens von der Anstrengung des Begriffs. Es

⁶ Vgl. den Entwurf „Jesus Christus: Die Mitte unseres Glaubens“ in W. Kern, Jesus — Mitte der Kirche, Innsbruck 1979, 101—138; auch: Außerhalb der Kirche kein Heil? Freiburg 1979.

⁷ Dazu die biblische Grundlegung in dem oben (Anm. 1) erwähnten Aufsatz.

⁸ P.-W. Scheele, Alles in Christus. Theologische Beiträge I. Paderborn 1977, 192.

⁹ J. D. Crossan, The Seed Parables of Jesus, in: Journal of Biblical Literature 92 (1973) 244—266, 165.

¹⁰ Vgl. diese Zeitschrift 52, 1979, 454.

gilt nur ernstzumachen mit der Erfahrung, daß der Mensch zunächst und zumeist ganz-menschlich auf andere Menschen reagiert. Das Verhältnis Lehrer – Schüler lebt von der Möglichkeit der Identifikation. Anstecken kann nur, was mich selber erfaßt und erfüllt hat. Es muß spürbar werden, daß die christliche Botschaft es wert ist, weitergesagt zu werden. Wieder hat ein protestantischer Bibelwissenschaftler gemeint, ein Text – und das trifft ebenso zu für Predigt, Religionsunterricht usw. – werde dann lebendig, wenn er „uns *Lust* zum Christusbekenntnis macht“¹¹. Er hat damit variiert, worin Luther das Kriterium des wahren Evangeliums sah: in dem nämlich, „was Christus treibet“. Ein Christenmensch lebt und lehrt dann richtig, wenn er anderen Lust macht, selbst so zu leben, wie Jesus lebte. Was hat Gott nicht alles veranstaltet um des Menschen, des *ganzen* Menschen willen! „Da er Gott war, wurde er Mensch, damit der Mensch sich als Mensch erkenne“, sagt Augustinus¹². Und Pascal¹³: „Nicht nur Gott kennen wir allein durch Jesus Christus, Leben und Tod kennen wir allein durch Jesus Christus. Ohne ihn wissen wir weder, was unser Leben, noch was unser Tod, noch was Gott ist, noch *was wir selber sind*.“

3. Der christliche Glaube hat Auswirkungen wie auf die individuelle so auf die kollektive Existenz des Menschen. Und es ist heute wohl besonders wichtig, die Wirkungsgeschichte des Christentums in Entstehen und Bestand des modernen Bewußtseins und seiner echten und hoffentlich unverlierbaren Errungenschaften zu entdecken und zu beschreiben. Unsere Gegenwart fordert uns dazu auf, der Fernwirkung der Botschaft Jesu auf die neuzeitlichen Erklärungen der Menschenrechte nachzugehen¹⁴. Selbst die Parole der französischen Revolution von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die Weltgeschichte machte, hat ihren Ursprung im christlichen Glauben. Dem anonymen christlichen Erbe heutiger Humanismen nachzuspüren wird nicht Anlaß geben zu törichtem Selbstruhm der Christen. Vielmehr wird eben dadurch die Gewissenserforschung provoziert, wie es das Christentum in seinem eigenen Bereich mit jenen Werten und Rechten hält, zu deren Entdeckung und Durchsetzung in der profanen Welt ihm ein entscheidender Beitrag verdankt wird. Der Christ wird, gleichsam mitgestikulierend mit der gesamten Menschheit und der Geschichte ihrer fortschreitenden Selbsthumanisierung, „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“¹⁵ dieses Prozesses teilen. Er realisiert dann, daß die Praxis seines

¹¹ G. Klein, Die Bibel braucht kritische Leser, in: G. Klein u. a., Bibelkritik und Gemeindefrömmigkeit, Gütersloh 1966, 11–31, 29.

¹² Sermo 77, 7; PL 38, 488.

¹³ Pensées ed. Brunschwig Nr. 548.

¹⁴ S. die Artikel des Verf. in: Stimmen der Zeit 197 (1979) 3–14, 161–172.

¹⁵ So die Anfangsworte der Pastoralkonstitution „Kirche in der Welt von heute“ des 2. Vaticanums vom 7. 12. 1965.

außer- und innerkirchlichen Verhaltens *ein* (wenn auch nicht einfachhin: *das*) Kriterium der Wahrheit seiner Glaubensüberzeugung ist. Diese Wahrheit offenbart und übermittelt sich in der Bewahrheitung, in der Bewährung. Denn „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ (Mt 7, 16). Und: „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr einander liebt.“ (Joh 13, 35)

4. Der Einzelne wird dazu ermutigt, seinen Glauben vor den Anderen zu bezeugen, weil er dankbar weiß: Das ist nicht nur der je-meine Glaube. *Was ich glaube, ja daß ich glauben kann, das habe ich empfangen von der Gemeinschaft der Glaubenden.* Und auch in meiner Bemühung, den Glauben nach Möglichkeit zu verstehen und zu verantworten, weiß ich mich zurückgebunden an die große Glaubensgemeinschaft, die Kirche heißt. Wie keiner für sich allein lebt und stirbt, so glaubt auch keiner für sich und durch sich allein. Es gibt ein gewiß nicht leichthin zu handhabendes, vielmehr vor Manipulation zu schützendes Glaubensgespür des Kollektivs, den „*sensus fidelium*“, von dem die Tradition unserer Kirche seit alters spricht. Der gemeinsame Glaubensfundus hat auch für die Theologen, die Glaubenswissenschaft betreiben, eine maßgebliche Funktion. Deshalb ist behutsame Umsicht, waches Sich-Umhören in Fragen des christlichen Glaubens eine rechte Christenpflicht. Splendid isolation ist nirgends weniger angebracht als hier.

5. Aus der Gemeinschaftsbindung des eigenen Glaubens ergibt sich im Gegenzug die Verantwortung für das Glaubenskönnen der Anderen. Denn wie ich an sie, so sind sie ihrerseits an mich gewiesen. Auch und gerade hier gibt es den Nächsten, der mich braucht, damit sein Glaube erwache oder wachse oder nicht Schaden nehme, nicht untergehe. Diese Verantwortung besitzt Ewigkeitsgewicht. Denn christliches Glauben reicht über diese Welt hinaus, es verbindet Zeit und Ewigkeit. Im Medium der Glaubensbezeugung für den anderen Menschen bin ich dem ewigen Richter meines Lebens konfrontiert. Glaubenshilfe verlangt in besonderem Maße der junge Mensch, dessen Glaube im Begriff ist, zu wachsen und zu reifen. Ihm wollte der frühchristliche Missionar zunächst „Milch“ des Glaubens, noch nicht feste Nahrung reichen (vgl. 1 Petr 2, 2). Aber vor dem Glaubensanspruch Gottes bleiben auch all jene Menschen, die für noch so erwachsen und mündig gelten mögen, der Anregung und der Unterstützung bedürftig wie „neugeborene Büblein“ (ebd.). Das ist von Paulus mit Eindringlichkeit zu vernehmen. Die ewigkeitsschwere Verantwortung für den Glauben der Andern mag sich konkretisieren im wie beiläufig fallenden Wort, in der freundlichen kleinen Geste der Ermutigung . . .

6. Die Saat des Evangeliums wächst oftmals sehr langsam. Und der sie ausgesät hat, merkt selber nichts von ihrem Wachstum. Das kann ihn be-

drücken. Erfolglosigkeit nimmt den Mut. Anderseits steckt in der Unmerklichkeit des Wachstums auch eine Verheißung. Im Gleichnis Jesu geht es mit der Saat voran, ohne daß der Bauer, der, wie es kommt, wacht oder schläft, noch etwas dazu zu tun hat (Mk 4, 26–29). So dürfen auch Religionslehrer und Sonntagsprediger für ihr steiniges Arbeitsfeld Hoffnung haben auf Fernwirkung und Spätzündung. Keime des verkündeten Wortes, der religiösen Feier, des guten Beispiels, scheinbar verschüttet und verhorrt, kaum einmal sich ankündigend durch unterschwelliges Rumoren, können doch über Jahre und Jahrzehnte hin einen Funken Leben und Kraft bewahren, unerwartet entwickeln sie eine heilsame Wirkung. Es wird Schonfristen geben dürfen für bestimmte Lebensalter, mit der Chance der Rückbesinnung und neuer Orientierung zur rechten Zeit . . . Eine byzantinische Litanei enthält die Anrufung: „Jesus von der langen Geduld . . .“. Für Sich-Gedulden steht im Griechischen wörtlich: „drunterbleiben (hypomenein)“, nämlich unterm Joch der Arbeitsmühle, der Zukunftshoffnung, der Freude über kleine Erfolge.

7. Wer spricht schon gerne von wirklichem Mißerfolg? Jesus ist in seinem Lebenswerk offenkundig und aufs furchtbarste gescheitert. Und er hat dadurch mich und die ganze Welt erlöst. Sollte ein großer Märtyrer vor Schulbänken (gibt es vielleicht auch kleine Märtyrer innerhalb derselben?) nicht Anteil gewinnen können am Leidensschicksal Jesu? Und würde für ihn nicht dasselbe Gesetz gelten, daß Leben aus Tod, Segen aus Fluch, Auferstehung aus dem Kreuz hervorgeht? Da er auf seine Weise das Todesleiden Jesu an sich trägt (vgl. Phil. 3, 10) und an seinem „Fleisch ergänzt, was an den Leiden Christi noch aussteht – für seinen Leib, die Kirche“ (Kol 1, 24)! Es gibt eine wundersame Betrachtung Pascals¹⁶ über die Todesangst Jesu am Ölberg, und den Anteil des Christen daran . . . Das Zeugnis des wenig mit Erfolgserlebnissen Überhäuften, der trotzdem – in diesem großen Trotzdem des Christseins – ausharrt in Geduld, ist unter Umständen überzeugender als der leichte, lachende Erfolg. „Wenn ich schwach bin, bin ich stark“, sagt Paulus, „denn die Kraft (Gottes) kommt in der Schwäche (des Menschen) zur Vollendung“ (2 Kor 12, 9 f.). Wir müssen und dürfen uns nicht törichter stellen, als wir ohnehin sind; aber an wem, wenn nicht an uns, soll sich die Torheit Gottes erweisen, die weiser ist als die Weisheit des Menschen (1 Kor 1, 25)?! Schließlich gibt es die Schicksalsgemeinschaft mit Jesus, dem am Kreuz Gescheiterten und von Gott zu seiner Herrlichkeit Erhöhten, auch die sehr evangelische Gemeinschaft mit den Armen („im Geiste“), den Schwachen, den Kleinen – in der Kirche. Sie macht die Kirche zur Kirche.

¹⁶ Pensées Nr. 553.

Ernst Bloch¹⁷, kein offizieller Apologet der christlichen Glaubensgemeinschaft, spricht im Zusammenhang von Überlegungen über das corpus Christi, das die Kirche ist, davon, daß „unus christianus nullus christianus“, daß *ein Christ – keiner* ist; er zitiert dieses „Prinzip eines hintergründigen Kollektivs“ mit offensichtlicher Zustimmung. Das christliche Heil und dessen Grundvollzug, der Glaube, sind nicht individualistisch, je nur für mich, zu haben. Den tiefen Grund dafür nennt in bündiger Kürze St. Augustinus¹⁸: „Christi corpori copulari“ – die lebendige Verbindung mit dem Leib der Kirche, ist die Bedingung für Glaube und Heil.

¹⁷ Atheismus im Christentum. Frankfurt 1968, 277; bzw. Das Prinzip Hoffnung. Ebd. 1959, 385.

¹⁸ In Ioannem 52, 6: PL 35, 1771.

„Die Jungfrau wird schwanger werden“

Bernardin Schellenberger, Abtei Mariawald

„Du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären.“ (Lk 1, 31) Dieser neue Wortlaut im amtlichen Lektionar und im „Schott“ hat mich geärgert. Ich habe mir die Freiheit genommen, beim Vorlesen eine vertrautere Formulierung zu gebrauchen. Denn wozu dieses sperrige, grobe Wort „schwanger“ in einem solch subtilen Text? Warum heißt es nicht weiterhin, wie wir es gewohnt waren: „Du wirst *empfangen* und einen Sohn gebären“? Was haben sich die Übersetzer bloß gedacht, als sie das biologische Faktum des Schwangerwerdens an die Stelle des „Empfangens“ setzten?

Des „Empfangens“, an das sich eine unauslotbar tiefe geistliche und mystische Theologie knüpft; des „Empfangens“, das ein Kernwort unserer zwei Jahrtausende alten Theologie der Gnade und der Kontemplation darstellt. Das soll jetzt also nicht mehr anklingen in Liturgie und Verkündigung, dieses Geheimnis der Jungfrau, die in der Intimität mit Gott empfängt und fruchtbar wird? Sondern jetzt soll nüchtern und pragmatisch gesagt werden, sie sei unvermutet schwanger geworden?

Und dies just zu einem Zeitpunkt, wo allenthalben Meister der Meditation jene menschliche Grundhaltung des Empfangens neu entdeckt haben und mit ihren Schülern einüben? Wo Körper- und Sitzstellungen und